Mein Haus ist meine Burg.

Jedermann, in welcher Stellung der Gesellschaft, oder in welcher Lage des Lebens er sich befindet, sollte sein Haus zu seiner Burg machen. Es liegt in diesem Begriff der Unnahbarkeit so viel Selbstvertrauen und behagliche Ruhe ausgedrückt, die wohthuend auf jeden wirken muß, der nach rastlosem Streben auf der Jagd nach dem Glück, nach dem Erwerb oder sonst anstrengender Thätigkeit müde und abgemattet sein eigenes Heim aufsucht und findet, wo auf ihn Ruhe und Erholung warten. Deshalb soll auch jede Hausfrau darauf bedacht sein, die eigene Häuslichkeit zum angenehmsten Aufenthalte für ihren Mann zu machen, und hierzu gehört gewiß nicht viel, denn mit dem guten Willen, sich die Räume, in welchen man lebt, so hübsch und angenehm wie möglich schaffen zu wollen, ist die Hauptsache schon erreicht. Hinsichtlich der Einrichtung der Wohnung sind die Ansprüche an Bequemlichkeit, Zweckmäßigkeit und Ausstattung so verschieden wie die gesellschaftliche Stellung, welche jeder einnimmt und hängt dieselbe in erster Linie von dem Vermögen, dem Stande und den eigenen Ansprüchen ab. Doch sind die Grundbedingungen eines behaglichen Heims immer dieselben. Vor allem muß man Rücksicht auf Bequemlichkeit, zu derselben gehört eigentlich sehr wenig, und doch ist nur in einer verhältnißmäßig kleinen Zahl von Familien gerade für diese erste Bedingung des Wohlbefindens gesorgt. Die Frau soll dafür sorgen, daß alle Dinge, welche zum täglichen Gebrauche bedingt nothwendig sind, an leicht zugänglichen Orten Platz finden, das Hausgewand und Hausrock des Mannes immer an demselben Orte untergebracht werden, so daß, wenn der Mann müde heimkommt, er diese ihm oft unentbehrlichen Sachen leicht und bequem zur Hand hat. Ebenso herrsche in den Schlafzimmern die peinlichste Ordnung. Frühmorgens schon nach einem Kragenknopf, einer Kleiderbürste oder sonstigen an sich ganz nichtssagenden Gegenständen suchen zu müssen, kann dem Manne die Laune für lange Stunden des Tages von vornherein verderben: hierbei zeigt sich die Ordnungsliebe der Hausfrau am allermeisten, überhaupt ist Ordnung die erste Grundlage aller geregelten Haushaltungen, ohne solche ist ein Bestehen derselben kaum denkbar. Durch Ordnung in äußeren Dingen wird auch das ganze Sein, Denken und Handeln des Menschen geordnet. Jede Hausfrau, in welcher Lage sie auch sei, sollte sich einen festen Plan der Hausordnung als Regel feststellen, von welcher, so weit es eben möglich ist, nicht abgewichen werden darf. Zeitiges Aufstehen, regelrechtes Zurruhegehen sind Hauptmomente in einem geregelten Hauswesen; wie oft wird gerade hierin gefehlt und dadurch die ganze Hausordnung umgestoßen. Man gebe jedem Gegenstande, wie schon bemerkt, seinen bestimmten Platz, gebrauchte Stücke sind sofort wieder an den rechten Platz zu räumen, so daß ein eigentliches Aufräumen nicht nothwendig wird. Auch an ihrem eigenen Körper und in ihrem Anzuge zeige die Hausfrau das Gepräge der Ordnung, sie sei zu jeder Zeit, ob zu Hause oder in Gesellschaft, wenn auch noch so einfach, doch auf das sorgsamste und zwar ihren Verhältnissen gemäß gekleidet. Wie oft und wie leicht läßt sich gerade die Hausfrau in ihrer Haustoilette gehen, und doch ist dieses durchaus verwerflich. Der gute Eindruck, welchen die Frau am Morgen in sauberem Morgenrock und geordnetem Haar auf ihren Gatten macht, bleibt für ihn das Bild des ganzen Tages, aber wie kann der Anblick einer in Anzug und Wesen unordentlichen Hausfrau den Mann fesseln; daher soll die Frau auf sich und ihre Umgebung den größten Werth in Bezug auf Ordnung legen und als leuchtendes Vorbild dem ganzen Hauswesen sich zeigen, nur so wird sie sich und den Ihrigen ein gemüthliches, trautes Heim zu schaffen im Stande sein.

Was ist Schönheit?

In Europa bewundert man die weißen Zähne, in Japan müssen die Zähne gelb und in Indien roth sein. Eine blühende Gesichtsfarbe ist gewiß beneidenswerth, aber die Frauen in Grönlayd streichen sich das Gesicht blau oder grün an, und die Russinnen würden sich für häßlich halten, wenn sie sich nicht kalkweiß schminkten. In Persien ist die gebogene Nase die schönste, in Haiti die eingedrückte Nase und die Mamas pflegen dort ihren Neugeborenen die Nasen zu zerquetschen. In Rußland bewundert man die Stülpnasen. Die Deutschen lieben die schlanken Gestalten, die Türken ziehen das Volle vor; wir schätzen das zarte Oval des Gesichtes, in der Türkei liebt man die runden Gesichter. Bei uns gilt eine hohe gewölbte Stirn als ein Zeichen von Geist, in Griechenland ist die niedrige Stirn ein Hauptmerkmal von Schönheit. Im civilisirten Europa preist man die blonden und die schwarzen Haare, auf den Marianen-Inseln bevorzugt man die weißen. Die Perser hassen rothes Haar, die Türken vergöttern es. Einen kleinen Mund aber schätzen Alle.

— Der „Gezeichnete". Kassirer (zum Chef): „Ach, Herr Chef, ich bitte, mir meinen Gehalt zu erhöhen!" — Chef: „Nun? Ihnen geht es doch sicher nicht schlecht, Sie bekommen ja jetzt sogar eine rothe Nase!" — Kassirer: „Eben deshalb möchte ich Sie um Gehaltserhöhung bitten, da ich jetzt ein besonderes Kennzeichen habe!"

Die Uhr des Ermordeten.

Aus den Erinnerungen eines Detectivs im Westen, nacherzählt von W. v. Schierbrand.

I.

Eines Morgens — es war am 2. Juni 1889 — wurde ich mit einem Fall betraut, der viel Geheimnißvolles bot und für mich, als Professionellem, auch selbst interessant war. Der alte Wrayroft, ein stadtbekannter Wucherer, war ermordet worden. Die That war zweifellos ein Raubmord, denn es fehlte eine bedeutende Summe Baargeld. Sonst aber mangelte es an allen Indicien, mit Ausnahme des eines Umstandes, daß eine kostbare alte Uhr verschwunden war. Diese Uhr, so hoffte ich, würde an dem Mörder zum Verräther werden, und meine Nachforschungen galten also vor Allem diesem Stück. Die Uhr war nämlich eine große Seltenheit und ob ihres besonderen Mechanismus und ihrer Schönheit ein wahres Kunstwerk zu nennen. Auf ihren gelben Zifferblatt waren die Zahlen mit kleinen kostbaren Steinchen eingelegt, um welche sich wiederum eine kunstvolle Malerei in Email zog. Die Innenseite war gleichfalls mit allerlei Zierrath versehen und in der Mitte prangte dem Beschauer ein liebreizendes Frauenantlitz entgegen. Es war klar, daß diese Uhr — die außerdem die Stunden und Viertelstunden mit lieblichen Glockentonen anzeigte — einst einem großen und reichen Herrn angehört haben mußte, und wie sie einst in die Hände des Wucherers gelangt war, das war eines der vielen Geheimnisse, die er mit in's Grab genommen hatte. Die Uhr selbst aber war von vielen Personen in den Händen des Ermordeten gesehen worden, so daß eine genaue Beschreibung von derselben vorlag und ihr schließlicher Verbleib wohl nur eine Frage der Zeit zu nennen war. Indeß eilte mir's, sie jetzt aufzufinden, denn sobald ich sie hatte, hatte ich auch den Thäter. Alle Geschicklichkeit und Erfahrung, die ich besaß, wandte ich deshalb an, um die Uhr zu entdecken, aber vergeblich.

Auf diese Weise waren drei Wochen verstrichen. Unser damaliger Polizeichef, ein ehrgeiziger Mann, hatte mir schon mehrmals seine Unzufriedenheit zu erkennen gegeben wegen meines Unvermögens, eine Spur des Thäters zu finden, und die Zeitungen waren, wie üblich in solchen Fällen, voll von täglichen Schmähungen über die Unfähigkeit der Polizei und über meine eigene Unfähigkeit im Besonderen. Es waren wohl einige Verhaftungen vorgenommen worden von Personen, die mit dem Wucherer in Beziehungen gestanden hatten, aber immer wieder stellte sich nach einigen Nachforschungen deren Schuldlosigkeit heraus und sie mußten wieder in Freiheit gesetzt werden.

Da gelang es mir, eine kleine Reihe von Thatsachen zu entdecken, die unzweifelhaft auf Max Wundt, einen vor Kurzem durch die abscheulichen Wucherei des Ermordeten zum Bankerott getriebenen Schankwirth, als den Mörder hinwiesen. Ich entdeckte, daß Wundt und der alte Wrayroft in der Woche vor dem Morde mehrmals zusammengetroffen waren und daß Wundt Drohungen gegen das Leben seines Peinigers ausgestoßen hatte. Ich entdeckte ferner, daß Wundt am Abend vor dem Morde selbst unter verdächtigen Umständen nahe dem Hause erblickt worden war, und daß er während jener Nacht nicht in seinem Zimmer geschlafen hatte.

Soweit lagen schwerwiegende Verdachtsmomente gegen ihn vor; nur machte es mich stutzig, daß Wundt seit dem Morde erstens einmal ganz ruhig in der Stadt geblieben war und seiner gewöhnlichen Thätigkeit obgelegen hatte, und daß er zweitens in keiner Weise ungewöhnlich viel Geld gezeigt oder sich sonstwie verdächtig benommen hatte. Außerdem auch kannte ich Wundt seit Jahren als einen ruhigen, arbeitssamen Mann, dessen ehrliches Gesicht und gelassenes Wesen in keiner Weise auf ihn als den Schuldigen deuteten. Gleichwohl war er indessen der am schwersten Belastete, und so nahm ich denn seine Verhaftung unverzüglich vor. Wundt benahm sich so unverfänglich und phlegmatisch bei seiner Verhaftung, daß meine anfänglichen Zweifel an seiner Schuld nur noch verstärkt wurden. Indessen stellten sich innerhalb der nächsten Tage doch noch einige Umstände heraus, die mein Beweismaterial gegen ihn wesentlich verstärkten. Der arme Kerl that mir leid, denn der ermordete Wucherer hatte soviel Elend und Unfrieden angestiftet im Leben, daß mir wie der Einwohnerschaft der Stadt überhaupt sein Tod unmöglich als eine Calamität erscheinen konnte und ich fürchtete, auf Grund meiner durch langjährige Praxis in Criminalprocessen erlangte Erfahrung, daß eine Jury Wundt trotzdem des ihm zur Last gelegten Verbrechens überführen und zum Galgen verurtheilen würde.

II.

Mein Mitleid für Wundt wurde noch gesteigert, als er einen bis dahin ganz unbekannten Advokaten zu seinem Vertheidiger vor Gericht engagirte. Ich ging selbst zu dem Angeklagten in die Zelle und machte ihm Vorstellungen deshalb. Ich sagte ihm, daß ein tüchtiger, mit allen Kniffen der Criminalpraxis betrauter Specialist der richtige Mann für ihn sei, der wenn irgend einer im Stande wäre, ihn loszukriegen, und schlug ihm sogar Col. „Rope" Mattocks vor, der seinen Fall auf meine persönliche Verwendung für wenig Geld übernehmen würde.

Wundt hörte ruhig zu und sagte dann, da er unschuldig sei, so würde auch ein minder erfahrener Criminaladvokat genügen, um seine Freisprechung zu erwirken, und Herr Laflin, der von ihm engagirte Anwalt, habe seinen Fall umsonst übernommen.

Na, ich bedauerte den armen Teufel, den ich jetzt schon für verurtheilt ansah, und der Tag des Processes rückte so heran. Wer beschreibt mein Erstaunen, als ich bemerkte, daß Herr Laflin, Wundt's Vertheidiger, mit einer Geschicklichkeit und einer Routine im Gericht auftrat, als ob er schon langjährige Erfahrung im Fache hinter sich habe. Ich merkte bald aus seiner ganzen Art und Weise, daß er fest von der Unschuld seines Clienten überzeugt sei und das ihm dies seine Beredsamkeit und seine moralische Stärke der Jury gegenüber gebe. Und in der That — als ich die ehrlichen Züge des Angeklagten hier im Gerichtssaal nochmals leidenschaftslos prüfte, sagte ich mir auch, daß dieser Mann kein Verbrecher sei und daß eine unglückselige Verwechselung vorliegen müsse bei den Indicien, die durch unbescholtene Zeugen erhärtet wurden. Und als ich diese Zeugenaussagen anhörte, da mußte ich mir abermals sagen, daß sie zusammen eine fast unzerreißbare und lückenlose Kette von Umstandsbeweisen gegen Wundt ergaben, und sein Schicksal that mir leid.

Da aber begann Herr Laflin seine Schlußansprache an die Jury. Nie habe ich in meinem Leben etwas gehört, was mich so erschüttert hat — einige der Geschworenen vergossen Thränen und selbst der Richter blieb nicht unbewegt. Mit meisterhaftem Scharfsinn wies er alle die schwachen Punkte nach, die Unwahrscheinlichkeiten, welche in der Beweiskette gegen seinen Clienten vorhanden waren, und daraus schmiedete er dann eine neue Kette von Gegenbeweisen, die allerdings ihre Stärke nur in der brillanten Phantasie des Advokaten hatten, die aber trotzdem ihren Effect auf die Geschworenen nicht verfehlten. Er wies auch auf den guten Leumund des Angeklagten hin, sowie darauf, daß kein einziger direkter Beweis gegen ihn existire.

Nun, das Ende war — einstimmige Freisprechung durch die Jury. Herr Laflin war der Erste, der seinem Clienten glückwünschend die Hand schüttelte, und das Gleiche thaten darauf die Geschworenen, der Richter, selbst der Staatsanwalt und ich. Wundt nahm unsere Gratulionen mit großer Seelenruhe entgegen, und verließ dann den Saal, draußen in der Straße von dem Beifall einer vieltöpfigen Menge von Neugierigen begrüßt. Er begab sich, als sei nichts vorgefallen, wieder in seine alte Stellung als Barkeeper im Nevera House zurück.

III.

Seitdem war ein Monat verflossen, und bei meiner aufreibenden Thätigkeit als Detectiv, die mir täglich neue Criminalfälle zu unmittelbarster Anschauung bringt, hatte ich den Fall Wundt schon beinahe völlig vergessen. Da saß ich eines Nachmittags mit Schreibereien beschäftigt in meinem kleinen Bureau in der City Hall, als Herr Laflin hereinstürzte, bleich und aufgeregt.

„Kennen Sie diese Uhr?„ schrie er, mir eine solche in die Hand drückend.

Aufmerksam betrachtete ich dieselbe — kein Zweifel, es war die langgesuchte Uhr, die von der Ermordung des alten Wrayroft herstammte.

„Woher haben sie diese Uhr?" frug ich. Und Herr Laflin erzählte.

Als er eine Stunde zuvor müßig in seinem Bureau gesessen, war plötzlich Max Wundt hereingetreten, hatte die Uhr auf das Pult gelegt und mit tonloser Stimme gesagt: „Da, nehmen Sie das Ding, oder ich werde noch wahnsinnig. Mein Gewissen verbietet mir, sie länger zu behalten."

Darauf hatte Herr Laflin, voll von grauenhaftem Staunen, seinen ehemaligen Clienten befragt. „Ja, ich bin der Mörder," hatte Wundt erwidert und eine genaue Beichte abgelegt. Die Uhr und das Geld hatte er noch in der Mordnacht nach einem sicheren Versteck gebracht, wo selbst die Spürnase der Detectivs nicht hingedrungen war. Aber wie sehr er sich auch beherrscht hatte und wie sehr er sich auch von seinem eigenen Gewissen damit zu entschuldigen suchte, daß der Ermordete ihn mit grausamer List in den Ruin getrieben, dadurch den frühzeitigen Tod seiner jungen Frau und ihres Säuglings verschuldet hatte, so hatte er doch keine ruhige Stunde mehr seitdem. Und seit seiner Freisprechung war dieser Zustand schier unleidlich geworden, so daß es ihm keine Ruhe ließ, vordem er nicht wenigstens einem Menschen gegenüber sich schuldig bekannt hatte. Und nach diesem Geständniß, das Wundt in abgerissenen Sätzen, mit dumpfer Stimme abgelegt, war er hastig die Treppe hinabgesprungen und verschwunden.

Sofort machte ich mich mit Herrn Laflin auf die Suche nach dem Unglücklichen, der dem Wahnsinn nahe zu sein schien. Umsonst. Seine Stellung hatte er aufgegeben, und nirgendswo war von ihm etwas zu finden. Am nächsten Morgen indeß erhielt ich ein Packet — es enthielt die Werthpapiere und das Baargeld — völlig unversehrt — das bei jenem Mord aus den Habseligkeiten des alten Wucherers verschwunden war. Und dabei lag ein Zettel:

„Wenn Sie dies erhalten, bin ich nicht mehr unter den Lebenden. Das Blut des alten Wucherers triebt mich in den Tod."

Wenige Tage später wurde eine Leiche im See aufgefischt — es war die von Max Wundt.

So hatte der Mord doch seine Sühne gefunden, wenn auch nicht durch's Gericht. Der Fall aber hat nur gezeigt, wie äußerst schwierig es ist, selbst für gewdegte Praktiker, ein richtiges Urtheil über Criminalfälle sich zu bilden.

John und Joan Madax.

Aus dem Leben des 20. Jahrhunderts, von Robart Barr.

John Madax saß in ganz verzweifelter Stimmung vor seinem Pulte; den Kopf auf eine Hand gestützt, mit der anderen sein Haar zerzausend. Die Geschäfte gingen schlecht! Mr. Madax war allein in seinem Contor in der Bärenstraße. Er brauchte Zeit zum Nachdenken und hatte Befehl gegeben, daß Niemand ihn störe. Trotz der nun herrschenden Stille kam er zu keiner Klarheit in seinen Verlegenheiten, alles Nachdenken war vergeblich. Er sprang auf und ging ruhelos im Zimmer hin und her. „Das Beste wird sein, meine Frau um Rath zu fragen," murmelte er, endlich seine Promenade unterbrechend.

Er schreibt ein Telegramm: „Mrs. John Madax, Königsstraße 20, London. Kannst Du für einige Minuten in mein Contor kommen? Möchte Geschäftsangelegenheiten besprechen. Madax."

Nachdem er dem Laufburschen die Depesche zur Besorgung übergeben, ging er wieder im Zimmer auf und ab, das Erscheinen seiner Gattin erwartend. Sie kam nicht, dahingegen ein Telegramm, welches er in fieberhafter Hast öffnete und las: „Bedauere, kann diesen Vormittag nicht fort. Hole mich um ein Uhr ab, wir gehen dann in meinen Club frühstücken und reden über Deine Angelegenheiten. Joan Madax."

Der sorgenvolle Mann sah nach dem Chronometer. Es war noch nicht elf Uhr. Erst in zwei Stunden konnte er seine Frau sehen. Er setzte sich wieder an's Pult und erledigte einige Geschäftsbriefe, um die Zeit todt zu schlagen. Dann brachte er seinen Anzug einigermaßen in Ordnung, nahm einen Stock und fuhr per Droschke zum Contor seiner Frau. Nachdem er sich hatte melden lassen, führte ihn ein nettes, kleines Mädchen in ein Zimmer und sagte ihm, daß Mrs. Madax sogleich erscheinen würde. Sie bedauere, ihn warten lassen zu müssen, und sende ihm unterdessen die „Stizze" zum Ansehen. Die „Stizze" war ein im 19. Jahrhundert aufgekommenes Journal, welches damals für weiter fortgeschritten galt, als die meisten anderen Zeitschriften. Aber jetzt ward es nur noch gut genug erachtet, von Männern gelesen zu werden; die Frauen wollten nichts damit zu thun haben! In dem Empfangszimmer warten bereits drei Männer. Endlich kam das Mädchen zurück und verkündete Allen, außer Madax, daß Madame die Herren jetzt unmöglich sprechen könne, da sie eine Verabredung habe, aber von vier Uhr Nachmittags ab stände sie zur Verfügung. Mr. Madax blieb nun wieder mehrere Minuten allein, dann trat seine Gattin ein. Sie war eine große Frau, mit feinen, klar geschnittenen Gesichtszügen. Ihre Kleidung war der eines Herrn sehr ähnlich. Sie trug ein kleines, frackartiges Jäckchen, helle Weste, Chemisette, sehr grelle Cravatte. Ihr braunes Haar war kurz geschnitten und auf der Seite gescheitelt. Der glatte Rock hatte an beiden Seiten, hoch oben, schräge Taschen. Ihre rechte Hand steckte in einer derselben und klirrte mit Geld und Schlüsseln, als sie das Zimmer betrat, wo ihr Gatte ihrer harrte.

„Guten Tag, John," rief sie aus, „verzeih, daß ich warten ließ, aber wir haben einen sehr geschäftigen Morgen gehabt! Jetzt bin ich bereit. Wir wollen im Club frühstücken!"

Sie näherte sich ihrem Manne, während sie sprach und klopfte ihm freundschaftlich die Schulter. Er sah zu ihr auf und lächelte. Ihr Einfluß hatte stets etwas Beruhigendes für ihn und gab ihm das Gefühl, als ob er beschützt wäre und den Kampf mit der Welt nicht allein ausfechten brauchte. Eine der zahlreichen weiblichen Commis trug einen langen Ueberrock herbei, welchen Mrs. Madax anzog. Als sie denselben zugeknöpft und einen runden, harten Hut aufgesetzt hatte, sah sie mehr denn je wie ein Mann aus, und ihr Gatte hatte fast etwas Weibliches im Vergleich zu ihr.

„Ist mein Wagen vorgefahren?" fragte sie das Mädchen.

„Ja, Madame."

„Komm, John, wir haben keine Zeit zu verlieren," sagte Mrs. Madax sehr entschieden „ging voran, öffnete die Thür des Landauers und ließ ihn zuerst einsteigen.

Sie nahm neben ihrem Manne Platz und der Wagen fuhr nach dem West-Park. In kurzer Zeit hielt er vor einem großartigen Gebäude. Dies ist, wie Jedermann weiß, der „Victoria-Club," der Sammelpunkt reicher Geschäftsfrauen. Er hat höhere Preise, als der Carlton- oder Reform-Club, ist aber dafür auch viel eleganter eingerichtet, als jene höchst altmodischen Herren-Clubs.

„Holen Sie mich um halb vier Uhr ab!" befahl die Dame dem Kutscher.

Die Thüren des stattlichen Hauses wurden von zwei weiblichen Portiers geöffnet. Mrs. Madax schrieb den Namen ihres Gatten in ein Buch, welches auf einem Tisch der Halle lag, und dann betraten sie den großen Speisesaal, wo sie sich an einem Tischchen, in einer Fensternische, nieder ließen.

Wir wünschen das gewöhnliche Club-Frühstück," sagte Mrs. Madax zu einem Kellner, „und bringen Sie eine Flasche Sect!"

„Ich — ich kann keinen Sect trinken," brachte Mr. Madax zögernd heraus, „er bekommt mir nicht."

„Unsinn," rief seine Frau, „ein oder zwei Glas werden Dir gut thun, Du siehst so sorgenvoll aus."

„Ich habe Sorgen, deshalb wollte ich Dich sprechen."

„Nun, ich muß aber sehr bitten, beim Frühstück nicht von Geschäften zu reden" — sagte Mrs. Madax, „Knaben sind eine solche Sorge für die Eltern, wenn man daran denkt, daß sie sich einmal allein durch die Welt schlagen müssen. Nächste Woche werde ich die Kinder vielleicht besuchen."

„Ich wünschte, Du kämest öfter nach Hause," erwiderte Madax, „die Kleinen vermissen Dich sehr."

„Später wird es mir wohl möglich sein. Aber jetzt, habe ich, wie Du, Sorgen im Geschäft, habe wichtige Arbeiten vor, welche ich selbst erledigen muß!"

„Kannst Du nicht heute Abend mit mir kommen?" fragte er, „die Kinder würden sich so freuen, Dich zu sehen."

„Nein," antwortete sie, „heute Abend habe ich Sir Cäsar zum Diner gebeten."

„Morgen Abend also," schlug er vor.

„Morgen erst recht nicht, da habe ich so und so viele Capitalisten zum Diner in Holborns Hotel eingeladen."

„Alle diese Feten müssen Dir doch enormes Geld kosten?"

„Thun sie auch! Aber Erfahrung hat mich weise gemacht! Wenn man ein gutes Geschäft mit einem Mann machen will, muß man ihn erst ordentlich füttern. Ich sehe stets darauf, daß die Weine tadellos sind! Das muß ich den Männern nachsagen, sie verstehen es, guten von schlechtem Wein zu unterscheiden."

„Gut, ich werde den Kindern sagen, daß Du sie grüßen läßt, aber ich finde daß wenn auch eine Frau noch so sehr von Geschäften in Anspruch genommen ist, sie doch ihre Kinder nicht vernachlässigen sollte."

Sie redete ihm zu, Champagner zu trinken. Er lehnte dies ab. „Ein Mann muß heutzutage den Kopf klar für's Geschäft halten."

„Ja," sagte sie lächelnd, „ich vermuthe, ein Mann muß es thun."

Ein Anflug von Ironie war in ihrer Stimme und sie sprach das Hauptwort mit ganz besondenem Ausdruck. Madax sah betrübt aus und schwieg.

Nach dem Frühstück führte ihn Joan in das Privat-Rauchzimmer, welches sie hatte reserviren lassen.

„Wir werden hier ganz ungestört sein und können über Geschäfte reden."

Sie klingelte und frug ihren Gatten: „Was willst Du trinken?"

„Nichts, danke," erwiderte er, fügte dann aber hinzu, „oder doch, ein Glas Milch mit Sodawasser."

„Du rauchst natürlich?"

„Ein Cigarette."

Als der Kellner erschien, bestellte Mrs. Madax Milch und Sodawasser, die besten ägyptischen Cigaretten, zwei Havanna-Cigarren und ein Glas Kognak. Sobald der Kellner die Sachen gebracht und das Zimmer verlassen, schloß Joan die Thür zu. Ihr Mann entzündete seine Cigarette an dem Streichholz, welches sie ihm bot; sie biß ein Stück von ihrer Cigarre und begann gleichfalls zu rauchen. Dann steckte sie beide Hände in die Taschen und ging im Zimmer auf und ab.

„Nun, John, was giebt es denn?"

„Vor einigen Monaten," erzählte Madax, „ließ ich mich auf ein Weizengeschäft ein, und jetzt weiß ich nicht, wie ich mich aus der Affaire ziehen soll."

Mrs. Madax blieb vor ihrem Gatten stehen und sah ihn überrascht an.

„Weizen?" rief sie aus. „Wie, in des Himmels Namen, kamst Du auf die Idee?"

„Nun, siehst Du," erwiderte John sehr gedrückt, „die amerikanische Weizenernte war doch sehr schlecht ausgefallen und da glaubte ich bestimmt, daß die Preise steigen würden."

„Weshalb sprachst Du nie mit mir darüber?"

Er erröthete.

„Ich wollte das Geschäft auf eigene Faust unternehmen. Natürlich hatte ich keine Ahnung, daß es einen solchen Haken haben würde."

„Einen Haken," sagte sie verächtlich, „das mußte sicherlich einen haben!" Weißt Du nicht einmal, daß man sich in den Vereinigten Staaten niemals über den Weizenmarkt informiren darf? Indien ist —"

„Ja ich weiß, das heißt, ich weiß es jetzt, aber das nutzt Alles nichts! Ich stecke bis an den Hals im Weizen und die Preise gehen herunter! Was räthst Du mir zu thun, Joan?"

„Oho, Dir rathen? Welchen Zweck hat es, mich um Rath zu fragen, wenn es zu spät ist? Ich kann Dir nur rathen, Dich so billig wie möglich aus der Schlinge zu ziehen.„

Ihr Gatte stöhnte.

„Ich fürchte, dann bin ich so gut wie ruinirt."

Meiner Meinung nach werden die Preise noch mehr fallen."

Mr. Madax sah ganz geknickt aus.

Seine Frau überlegte. „John," begann sie dann, „weshalb giebst Du Deine Geschäfte in der Stadt nicht auf und gehst nach Hause, um die Kinder zu versorgen?"

Er fühlte sich verletzt und starrte sie eine Weile sprachlos an, endlich murmelte er:

„Ich mag nicht ganz abhängig von Dir sein!"

„Ach Unsinn, ich gebe Dir ein sehr schönes Wirthschaftsgeld und noch so viel extra für Deinen Gebrauch, als Du haben willst! Du quälst Dich halb todt mit den Geschäften und solltest Dich gar nicht mehr darauf einlassen, sondern lieber mal zur Erholung nach Brighton oder Monte Carlo gehen."

Der Mann seufzte.

„Das ist Alles gut, aber kannst Du denn nicht begreifen, daß ich mir gern selbst etwas Geld erwerben möchte?"

„Du erwirbst aber nichts, sondern verlierst nur. Mit wie viel Geld steckst Du drin?"

„Fünfundzwanzigtausend Pfund!" stöhnte er.

„O weh, ist das Alles, was Dir überhaupt noch gehört?"

„Alles!"

„Du hättest Dich aussprechen sollen, ehe es zu spät war. Siehst Du das nicht ein?"

„Ja, — aber ich wollte einen Vorschlag machen! Du erzähltest mir, daß Du Sir Cäsar heut zum Diner geladen. Nun, ich weiß nicht, was Du von ihm willst, ich glaube jedoch, daß, wenn ich ihn auf meine Seite im Weizenmarkte bekommen könnte, er noch Andere hereinziehen würde und wir dann vielleicht die Preise zu heben vermöchten!"

„Mrs. Madax' Augen glänzten, als sie auf ihren Gatten niederblickte.

„Das ist Das das für möglich?" fragte sie fast athemlos.

„Ja, ich glaube, daß wir mit vereinten Kräften die Preise derart in die Höhe bringen werden, daß man sich noch mal so aus der Falle ziehen kann."

„Gar keine schlechte Idee! Wie viel Geld würdest Du wohl zusammen bekommen?"

„Ungefähr eine Million," antwortete John, hoch erfreut, nun auch etwas Aufmerksamkeit und nicht nur Tadel von seiner Frau zu erhalten.

„Eine Million? Glaubst Du bestimmt, daß Eure Seite des Marktes diese Summe beschaffen wird?"

„Ganz gewiß!"

Mrs. Madax ging wieder im Zimmer auf und ab, rechnete etwas im Kopfe aus, stellte sich ihrem Gatten dann gegenüber und fragte:

„Gegen wen geht Ihr eigentlich? Wer ist auf der anderen Seite maßgebend?"

„Oh, das weiß Keiner von uns. Das Geschäft wurde durch die Tokio-Bank gemacht und wir ahnen nicht, wer dahinter steckt."

„Nun, siehst Du denn nicht, daß Du zu allererst herausfinden mußt, gegen wen Du stößt, wer Dir das Geschäft verdirbt? Ist es ein Steinwall, je eher Du es weißt, desto besser, da kannst Du noch einhalten, ehe Du Dir den Kopf einrennst; ist es nur eine Hecke, kannst Du vielleicht durchschlüpfen! Meine erste Arbeit wäre es gewesen, diesen Opponenten ausfindig zu machen."

„Ich hatte keine Ahnung," warf er ein, „daß Jemand gegen uns arbeitete!"

„Zu dumm!" rief Mrs. Madax, nun ungeduldig werdend. „Du konntest Dir doch denken, daß sich Jemand auf die andere Seite stellen würde! Ihr könnt also nicht erfahren, wer es ist?"

„Nein!"

„Gut, höre zu! Du steckst mit fünfundzwanzigtausend Pfund darin, und wenn Du Sir Cäsar und seine Freunde bewegen kannst, mit ihrem Gelde auszuhelfen, so garantire ich Dir, daß Du mit dem Doppelten herauskommst. — Das wären fünfzigtausend Pfund."

„Meinst Du wirklich?" fragte Madax eifrig.

„Ich bin überzeugt davon!"

„Und darf ich das Sir Cäsar mittheilen?"

„Nein, ich werde selbst mit ihm reden. Sage nur, Du wärest privatim informirt und dürftest keine Namen nennen."

„Sehr gut," sagte Madax, erleichtert aufathmend.

„Jetzt aber verrathe nichts," ermahnte ihn seine Frau. „Wendet Alles auf, um den Markt in die Höhe zu bringen, und sobald die Preise steigen, verkauft sofort. Nun muß ich gehen, will Dich aber erst nach der Bärenstraße fahren." —

Madax, der da wußte, daß die Aussagen seiner Frau in Börsenangelegenheiten sich gewöhnlich bewahrheiteten, telegraphirte an Sir Cäsar und Andere und ersuchte sie, schleunigst in sein Contor zu kommen. Die Herren erschienen. Er theilte ihnen seinen Plan mit und bat um ihren Beistand, welcher auch nach einigem Zögern gewährt wurde.

Am nächsten Tage, als die Betheiligung einiger Capitalisten in dem Weizengeschäft bekannt wurde, stiegen die Preise zwar, doch nicht so, wie man es erwartet. Madax hätte wohl ohne Verlust verkaufen können, jedoch ohne sein Geld zu verdoppeln, da sich die Opponenten als sehr widerstandsfähig erwiesen. In kurzer Zeit wurden doch die Preise von Neuem heruntergedrückt. Der Markt schien allen Halt verloren zu haben. Die fünfundzwanzigtausend Pfund, ebenso die Million waren verloren! Alles Vertrauen, welches John in seine Frau gesetzt, war verschwunden! Er telegraphirte nur noch an sie, daß er ein ruinirter Mann sei, und begab sich dann verstört nach Hause.

Gegen acht Uhr Abends desselben Tages hielt ein Wagen vor seiner Wohnung. Mrs. Madax sprang heraus. Als sie das Zimmer betrat, sah ihr Gatte gar nicht auf sie, sie ging zu ihm und klopfte ihm recht vergnügt auf den Rücken.

„Komm, komm, mein armes Kind! Freue Dich!"

Johns einzige Antwort war ein langes Stöhnen.

„Du hast also Deine fünfundzwanzigtausend Pfund verloren?" fragte sie.

„Du sagtest mir, ich würde mein Geld verdoppeln und ich — glaubte Dir."

„Natürlich glaubtest Du mir und — hier ist ein Check für fünfzigtausend Pfund. Du hast Dein Geld verdoppelt!"

„Was meinst Du denn eigentlich?" stotterte Madax, zu ihr aufsehend.

„Was ich meine, Kleiner? Ich meine, daß ich Dein Opponent war! Jetzt könnt Ihr es ja wissen! Deshalb hatte ich auch Sir Cäsar zum Diner geladen. Ich hatte keine Ahnung, daß Du auf der anderen Seite warst, und als Du mir sagtest, Du könntest ihn dazu bringen, Dir beizustehen, fand ich das Geschäft zu verlockend, um wahr zu sein; denn ich brauchte die Million! Ehemänner sind doch zu etwas gut! Nun, alter Knabe, nimm den Check und geh' nach Monte Carlo! Ich gehe vielleicht später auch dahin, wenn ich Zeit habe! Ich bin Dir sehr verbunden für die Million, welche Du mir in den Weg geworfen, und gebe Dir gerne fünfzigtausend Pfund davon! Du kannst auch Deine Ausgaben in Monte Carlo auf meine Rechnung setzen! Ich glaube, Du wirst die Spielbänke nicht so kostbar finden, wie den Londoner Weizenmarkt! Leider kann ich jetzt nicht länger bleiben, da die Leute, welche auf meiner Seite speculirten, um neun Uhr mir zu Ehren ein Diner geben. Grüße die Kinder und sag', ich würde sie bald mal besuchen — das heißt, wenn Du sie nicht mit nach Monte Carlo nimmst! Adieu, adieu! Hab' Acht auf Dich und Deinen Check! Vielleicht sehen wir uns in Monte Carlo wieder."

Hiermit verließ Joan das Zimmer und winkte nochmals aus dem Wagenfenster, während John ganz verwirrt in der Thür stand, ihr nachstarrte und kaum bei Sachlage begreifen konnte.

Die deutsche Frau vor 100 Jahren.

Im Jahre 1787 — erschien in Leipzig ein Buch mit dem Titel „Ueber die Weiber", dessen Verfasser, der hannoversche Kabinetsrath E. Brandes, die Klugheit hatte, sich als solchen nicht zu nennen. Sonst wäre es ihm wohl schlecht ergangen, denn es ist zu allen Zeiten für die Männer ein gefährliches Unternehmen gewesen, dem schönen Geschlecht einen solchen Spiegel seiner Fehler und Thorheiten vor das Gesicht zu halten. Aber ungefähr erscheint es uns, hier einige Proben aus diesem längst verschollenen Buche wiederzugeben, weil sie klar erkennen lassen, wie vortheilhaft sich die deutschen Frauen des letzten Viertels unseres Jahrhunderts von ihren Urgroßmüttern im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts unterscheiden. Klingt es nicht wie eine Mär aus weit hinter uns liegender Zeit, wenn Brandes schreibt: „Die Neigung zum Putze und die Begierde, durch Aufwand zu glänzen, stehen gegenwärtig in gar wenigem Zusammenhange mit der Gefallsucht der Damen. Es geschieht mehr, um andere Frauen auszustechen, als um uns Männern zu gefallen. Allein der jetzige ausschweifende Grad dieser Neigungen ist doch eine Folge der Eitelkeitserziehung und der aus dem gesellschaftlichen Leben geschöpften Idee der übergroßen weiblichen Vortrefflichkeit. Die Vernachlässigung aller übrigen Pflichten und das tägliche Auslaufen in fade weibliche Gesellschaften macht den Putz zur einzigen Beschäftigung. Die Männer, die da glauben, daß ihre Frauen nur deswillen bessere Hausfrauen sind, weil sie wenig oder nie die glänzenden gemischten Zirkel besuchen, sondern nur ihre Nachmittage in Gesellschaft von sechs bis acht anderen Damen zubringen, irren sich auf das Stärkste. So wie die Sachen einmal sind, ist ein häufiger Umgang mit Männern fast immer der größte G